



Das Handy als Genussmittel | © pixabay.com CC0

## «Die Jungen switchen viel leichter zwischen digital und analog hin und her»

**Bern, 30.6.18 (kath.ch) Whatsapp, Instagram, E-Mails, Facebook – in der heutigen Zeit sind alle ständig online und erreichbar. Gibt es noch ein analoges Leben, ein bewusstes Dasein oder ist Freizeit in der «Always on-Kultur» Geschichte?**

Francesca Trento

Im Mittelpunkt standen am vergangenen Donnerstagabend die «Digital natives». Menschen, die in der Social-Media-Welt, mit digitalen Medien, dem Smartphone und Co. aufgewachsen sind. Im Titel der Veranstaltung im Berner Käfigturm stand jedoch nichts von Jugendlichen. Er lautete: «Gibt es überhaupt noch Freizeit in der 'Always on'-Kultur?»

Trotzdem redeten die geladenen Gäste vor allem über die Generation Smartphone, über die Jungen – von denen an diesem Abend jede Spur fehlte.

«Wir Kinder mussten dabei still sein.»



Medienpsychologe Daniel Süss | © Peter Mosimann

Für sie sprachen jedoch Leute, die oft von Jugendlichen umgeben sind, die sich im Social Media-Alltag rumtummeln oder gar ihren Beruf der Generation Smartphone widmen. Wie der Medienpsychologe Daniel Süss, der mehrere Studien über eben diese Generation publizierte und meinte, die Jugendlichen seien sich sehr wohl bewusst – gegen alle Vorurteile –, dass sie der «always-on»-Kultur angehörten. Die letzte Studie «Generation Smartphone» habe ergeben, dass sie sich auch der Nachteile bewusst seien.

Das bestätigte auch Andrea Pfäßli, Medienverantwortliche beim katholischen Kinder- und Jugendverband Jungwacht Blauring Schweiz. Die Jungen wüssten besser als Erwachsene, wie sie mit der digitalen Welt umgehen sollen. «Sie switchen viel leichter hin und her, zwischen digital und analog.»



Andrea Pfäßli | © Peter Mosimann

## **Gefahr versus Genuss**

Trotzdem gibt es Gefahren in der «always-on»-Kultur. Diesen seien jedoch nicht nur die Jungen ausgesetzt, sondern auch Erwachsene, wie der dritte Gast, Philipp Meier, meinte. Damit rutschte die Medienkompetenz schnell in den Fokus. Der Community Developer beim Online-Portal «Swissinfo.ch» definierte sie so: Zu wissen, wie man sich in der digitalen Welt zu bewegen habe – einerseits im Hinblick auf die Gefahren und andererseits im Hinblick auf den möglichen Genuss, den die digitale Welt auch biete.

«Nicht die Schüler, sondern die Lehrer müssen Medienkompetenz lernen.»

Meier vermisst in der Diskussion über Jugendliche vor allem eins: Die Selbstreflexion der Erwachsenen. Vor allem in Bezug auf die Medienkompetenz. Es werde ständig darüber geredet, die Jugendlichen müssten lernen, was sie in der digitalen Welt zu tun und zu lassen hätten. «Ich würde da eher sagen, zuerst bräuchten die Lehrer eine fundierte Medienkompetenz. Nicht die Jungen, die notabene digital natives sind.»

## **Eine Schule, ein Instagram-Konto**

Der Community Developer würde es zum Beispiel begrüßen, wenn grosse Schulen einen Instagram-Account führten, wobei der Account immer wieder einem anderen Schüler

anvertraut würde. «Mal schauen, was dabei so herauskommt», meinte er halb ernst halb lachend. So könnte man gleich etwaige Probleme anpacken und darüber reden.



Philipp Meier | © Peter Mosimann

## Zum letzten Mal offline?

«Erinnern Sie sich, wann Sie zum letzten Mal offline waren?», fragte der Moderator die Gäste. Ein kollektives Räuspern ging durch den Käfigturm. Pfäffli und Meier meinten, das sei in den Ferien gewesen – vor ein oder zwei Jahren. Für sie sei das ein wohltuendes Gefühl gewesen, und sie habe ihren digitalen Konsum danach auch etwas verändert, sagte Pfäffli. Meier empfand das weder als wohltuend noch als unangenehm. «Ich lasse mich sowieso nicht vom Onlinesein stressen. Ob in Senegal oder im Alltag.»

Dies sei ein typisches Merkmal eines sogenannten «Integrators», erklärte Süss. Das sei im Gegensatz zum «Seperator» jemand, der das Digitale ohne Stress ins Private einfließen lasse. Da nicht alle wie Meier seien, so Süss, müssten viele lernen, wie sie sich nicht im Digitalen verlieren – und damit auch nicht ihr «real life».

## Fomo

Noch eine Frage des Moderators liess die Runde und das Publikum kurz innehalten. «Kennen Sie das Phänomen ‘Fomo’ – Fear of missing out?» (Angst etwas zu verpassen). Meier antwortete mit einer Anekdote über seinen Vater, der sonntags alle wichtigen SRF-Sendungen hören musste. «Wir Kinder mussten dabei still sein.» Der alte Satz «früher war alles besser» ziehe da nicht. «Diese Angst gab es schon damals, je nach Typ Mensch.» Meier zählt sich dazu.

## «Viele Erwachsene sind kein Vorbild»

*Sind Sie «always on» (immer online)?*

Andrea Pfäffli: Ich versuche bewusst, nicht immer online zu sein. Man rutscht schnell in den Trott der «always-on»-Kultur rein, tut man nichts dagegen. Auch ich muss mich dabei immer wieder von Neuem abgrenzen.

*Wer macht das den Jugendlichen in der Jubla bewusst?*

Pfäffli: Wer sagt, dass ihnen das überhaupt jemand bewusst machen muss? Ich glaube, sie sind uns Erwachsenen diesbezüglich in vielem Voraus. Sie sind diejenigen, die unsere digitale Welt mehrheitlich gestalten, wachsam und sensibel darin agieren. Sie zu belehren, ist nicht produktiv. Vor allem in einem Thema, wo sie die Profis sind – nicht wir.

*Also einfach ins Messer laufen lassen – trotz der bestehenden Gefahren?*

Pfäffli: Nicht ins Messer laufen lassen, sondern ihnen ein Vorbild sein. Und das sind viele Erwachsene nicht. Denken Sie an die vielen Geschäftsleute, die wirklich «always on» sind. Manchmal habe ich den Eindruck, dass sich junge Menschen sogar viel besser von der digitalen Welt abgrenzen können als wir.

*Sollten die Erwachsenen in diesem Thema also die Schüler sein?*

Pfäffli: Ein Jugendarbeiter im Publikum hat diesbezüglich eine sehr gute Frage gestellt: «Wäre es nicht hilfreich, würden die Erwachsenen von den Jugendlichen lernen – statt nur umgekehrt?» Ich glaube, er hat recht: Wir müssen mit den Jungen reden, ihnen ebenso zuhören und auch von ihnen lernen.

*Ist dieser Austausch in der Jubla möglich, wo sowohl Leiter wie auch die Mitglieder alle jung sind?*

Pfäffli: Definitiv, denn die Jubla hat zwei Vorteile: Die Generationenkluft zwischen den Mitgliedern ist minim – man lernt also von und unter Gleichaltrigen. Und: Medienkompetenz hat viel mit Sozial- und Selbstkompetenz zu tun. Letztere entwickeln Kinder, die in Jugendverbänden gross werden verstärkt.